



# Marie Luise Kaschnitz – eine sehr persönliche Würdigung

von Eva Kittelmann

Marie Luise Kaschnitz wurde am 31. Jänner 1901 als Freiin von Holzing-Berstett in Karlsruhe geboren und verbrachte ihre Jugend in Potsdam und Berlin. Nach dem Abitur folgten eine Buchhandelslehre in Weimar 1922–1924, sowie Berufsarbeit in einem Münchener Verlag und später in einem Antiquariat in Rom. 1925 heiratete sie Guido Kaschnitz von Weinsberg, Professor für Klassische Archäologie in Frankfurt. Mit ihm zusammen unternahm sie zahlreiche Reisen, so nach Frankreich, Italien, Griechenland usw. Die beiden lebten abwechselnd in Deutschland und Rom. Nach dem Tod ihres Mannes 1958 zog sich Kaschnitz zeitweilig auf das Familiengut in der Nähe von Freiburg zurück.

Ihr erster Roman *Liebe beginnt* entstand 1933 anlässlich eines Preisausschreibens des Verlags Cassirer. 1955 erhielt sie den Georg-Büchner-Preis, ab 1960 war sie Gastdozentin für Poetologie an der Universität Frankfurt, die ihr auch den Dr. h.c. verlieh. Neben vielen Auszeichnungen erhielt sie den Orden *Pour le Mérite* für Wissenschaft und Künste. Marie Luise Kaschnitz starb am 10. Oktober 1974 in Rom.

Nun, warum befasse ich mich mit Kaschnitz? Ich kann es rational schwer begründen, aber da sind, seit ich mehr über sie weiß, auffallende Affinitäten:

Sie war Buchhändlerin wie ich, durch Jahre Verlagslektorin wie ich. Ihre Sehnsuchtslandschaft war seit je der Süden, sie ging – wie sie anmerkt und ich habe das genauso erlebt – von Beginn an durch Rom „wie seit je dort gewesen“. Obwohl durch Jahrzehnte getrennt, erlebte ich genau wie sie bewusst und schmerzlich Naziherrschaft und II. Weltkrieg. Die „Verdichtung“ dieser Ereignisse blieb auch bei mir nicht aus. Nicht zuletzt hat mich vor allem ihr Langgedicht *Was wissen die Toten* tief beeindruckt – eine Frage, die ich mir religiös-philosophisch auch immer wieder stelle. Doch davon später mehr ...

## Lyrik mit Ewigkeitsanspruch

Ich versuche hier, Kaschnitz als Lyrikerin zu umreißen. Dass sie hervorragende Prosa schrieb, auch Hörspiele, ist bekannt, bekannter vielleicht als ihr lyrisches Werk. Basis meiner Ausführungen ist der Gedichtband *Überallnie*<sup>1</sup> – ein reizvoller



Marie Luise Kaschnitz auf dem Titel eines Suhrkamp-Buches

Titel, sehr bezeichnend für Kaschnitz: nämlich mehrdimensional wie ihr gesamtes lyrisches Werk.

Obwohl Kaschnitz viele ihrer Texte an Orten festmacht, hebt sie sie aus der Zeit. Krieg bleibt immer Krieg, egal wo und in welcher Epoche, das Leid der Welt ist nicht teilbar, sie sieht die Ereignisse synoptisch und belegt damit auch, dass Dichtung ihrem Wesen nach einen gewissen Ewigkeitsanspruch voraussetzt. Mitten in den Wirrnissen des 20. Jahrhunderts ist ihre lyrische Stimme jene der bewahrenden Ruhe, die eintritt für das Gute, Wahre, Schöne und von daher mit Fug und Recht „klassisch“ genannt werden darf.

Gestützt auf Karl Krolow, der dem besagten Gedichtband ein feines Nachwort gegeben hat, darf ich sagen: Kaschnitz' dichterische Arbeit ist so gut wie immer Schmerzverarbeitung, Rückschau haltend, Prophetie versuchend, und das in großer Noblesse, ohne in Fassungslosigkeit zu verfallen. Auch dieses „An-sich-Halten“ möchte ich klassisch nennen. Sie hält Distanz, bleibt Fragende, nähert sich ihrem Gegenstand mit Ehrfurcht, findet dadurch immer wieder „hohe Worte“ – manche würden vielleicht im Vergleich zu den dürren Formulierungen heutiger Poeten schon „Pathos“ sagen. Bei Kaschnitz ist es so, dass ihre Worte, die oft ein Rückübersetzen verlangen, tief hineinreichen auf den Grund des Seins, zu den Wurzeln, zu den „Müttern“, wie Goethe sagt – um erst dann aufzuklingen wie ein wohlklingendes Lied. Dies sei illustriert durch diesen Text, der Kaschnitz bestens charakterisiert: >>>



## Ein Gedicht

*Ein Gedicht, aus Worten gemacht.  
Wo kommen die Worte her?  
Aus den Fugen wie Asseln,  
Aus dem Maistrauch wie Blüten,  
Aus dem Feuer wie Pfiffe,  
Was mir zufällt, nehm ich,*

*Es zu kämmen gegen den Strich,  
Es zu paaren widernatürlich,  
Es nackt zu scheren,  
In Lauge zu waschen  
Mein Wort*

*Meine Taube, mein Fremdling,  
Von den Lippen zerrissen,  
Vom Atem gestoßen,  
In den Flugsand geschrieben*

*Mit seinesgleichen  
Mit seinesungleichen*

*Zeile für Zeile,  
Meine eigene Wüste  
Zeile für Zeile  
Mein Paradies.*

Es ist ein Schreiben der Andacht, das zu andächtigem Lesen zwingt. Wo Kaschnitz Antwort nicht gleich zulässt, weht uns Geheimnis an. Sie hat eine ungeheure Sprachmacht vielfältiger Färbung, „hält sich im Gedicht selbst in Atem“, wie Krolow schreibt. Wo sie mit starker, fast männlicher Stimme einsetzt, nimmt sie sich gerne auch wieder zurück in Einfachheit, Zartheit. Krolow betont ihre Gelassenheit, ihre Disziplin, ihre Würde. Ihr Schreiben bewahrheitet den Satz, dass Chaos um und in uns nur der Geist bändigt, der Geist der Liebe. Und das ist genau die Dimension, in welche solche Lyrik den Leser oder Hörer geradezu hineinzwingt ...

## Tröstliche Zuversicht

Hauptmerkmal ihres Dichtens, so habe ich für mich herausgefunden, ist im Gegensatz zu vielen Lyrikern der Moderne dieses Kriterium: Kaschnitz führt Gedichte, so düster, traurig, ja von Gewalt geprägt und Unheil getränkt ihr Sujet auch sein mag, aus der gegebenen Verstörung fast immer in eine verheißendere Zukunft – *Zukunftsmusik* heißt einer ihrer Gedichtzyklen; darinnen der Text<sup>2</sup> *Fürchtet euch nicht*, der so beginnt:

*Zu fragen gingen wir aus, verharrten am Tore lauschend,*

*reinerer Töne gewärtig, und Furcht überkam uns,  
wenn Schatten heraufwuchs verworrenen Klanges und  
Angstgeschrei,*

und dann

*[...]verloren im Wohlklang und Missklang,  
im Rauschen der Welt, das aus Gestern und Morgen  
gemischt ist,*

*verworrener Klang –*

*Aber hören wir denn, wie der Baum sich entfaltet [...]?*

*Hören wir denn, wie die Liebe sich auftut im Herzen? [...]*

und schließlich

*Vom Kommenden hör' ich sie flüstern, die ewige Stimme [...]  
Zusammenklang, sagt sie, und Würde des Menschen und  
Freiheit.*

*Hoffnung, sagt sie, und Liebe, das süßeste Wort.*

Im Langgedicht *Requiem*, wohl auf den Tod ihres Mannes verfasst, vierteilig gestaltet auf einen „Abgesang“ hin, ein ähnlicher Ablauf, besser: Aufbau. Es hebt an:

*Mit dem Tod muss ich umgehn / dem schwarzen Hengst,  
der sprengt mit der Schulter / die sicheren Wände [...]  
Bis überm Bahndamm die gefleckten Hunde  
aufheulten wie ein Wurf verdammter Seelen [...]  
Mit Asche bedeckten sie da / das Feuer deines Herzens,  
zusehen musste ich, wie es erlosch / Funke um Funke [...]*

doch später

*Aber schweigen möchte ich über das / was nur uns beide  
anging.*

*Über die Namen, die wir uns gaben / täglich neue  
und wie wir beieinander ruhten ohne Furcht.*

*Denn du hast mich gebettet / im Schoße Geheimnis  
zwischen Wände die sich auftun / unter Sterne die  
schwanken*

*im Nichtmehr wichtig [...]*

So und so oft geht es Kaschnitz um Verwandlung, Veränderung, Aufstieg, so auch im Teil V des Gedichts *Jenseits*: „Lesen wir ab Verwandlung. / Hier von den Schatten / hier von den Steinen / die Hoffnung“; und der breit angelegte Zyklus *Große Wanderschaft* schließt mit: „[...] und hören nicht auf zu wandern / bis wir verwandelt sind.“ So kommt sie zu einem „Nicht-mehr-ich“ oder in ein „Mehr-als-du“. Fast immer steht ihr lyrisches Ich im Dialog mit einem bestimmten Gegenstand des Erlebens. Sehr gut drückt das ihr römischer Zyklus *Ewige Stadt* aus; der Abschnitt *Es reden die Steine* endet mit:

*Und ein Regen kommt von den Bergen, die Kinder  
entfliehen*

*Aufrichten sich rauschend die farnesinischen Gärten*

*Alternde Rosen heben zu duften an*

*Und die Liebenden wissen nichts, nichts von den Reden  
der Rostra*



*Von wächsernen Ahnen und Adlerseelen gen Himmel.  
Nur dass der Regen rauscht und einer den Augen des  
andern  
abliest den unendlichen Segen.*

Ja, so schön und wirklich Ehrfurcht gebietend lesen sich die Verse der Kaschnitz – leider müssen wir uns hier mit ausgewählten Textteilen begnügen.

Auch Marcel Reich-Ranicki sprach von der Einmaligkeit der Kaschnitz in der deutschen Gegenwartsliteratur: In ihrer dichterischen Atmosphäre sei Schwermut ohne Verbitterung, Trauer ohne Zorn, Schmerz ohne Hass ... sie sei die personalisierte Menschenliebe. Auch schreibe sie mit Leichtigkeit, oft bis zum Heiteren: „Dass mich noch überkomme“, sagt sie selbst, „Heiterkeit unvermutet ... dass nicht über mich komme / die Lust am Untergang.“ Nicht nur Vergangenheiten betrachtet und „verdichtet“ sie, sondern kann mit viel Klarsichtigkeit und Realitätssinn ihrer persönlichen Zeit poetische Momente abgewinnen. Dazu das Gedicht *Am Feiertag*:

*Als die Osterglocken läuteten  
Mit den Tönen h e g fis  
War ich siebzig Jahre und siebzig Tage alt  
Ich hatte erfahren  
Dass siebzig Jahre ein Loch sind  
In das einer fällt  
Und sich rettet an schlüpfrigen Wänden*

*An Ostern war ich so weit  
Dass ich hoch oben  
Die kleine Sternmagnolie sehen konnte  
Und wie der Wind ihr die Blüten zerriss*

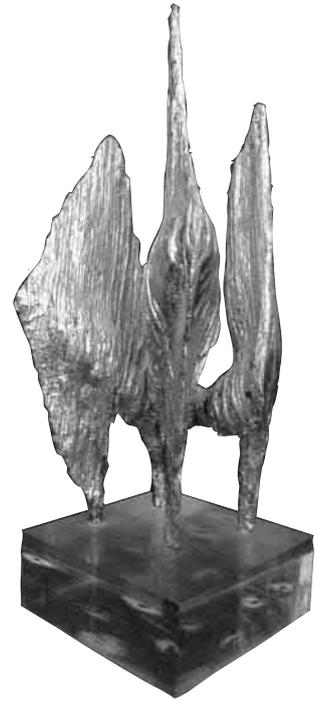
*Im Fernsehen wurde der Attentäter gezeigt  
Der Gärtner. Sein rundes töniges Gesicht  
Und sein feststehendes Messer  
In Hottes Wolfsschanze  
Einer Kneipe in Berlin ...*

Damit verwandt sehe ich auch den Text *Demut* und zitiere: „Mir aufgelauret entdeckt / [...] das falsche Spiel / das ich treibe / mit wem / mit mir [...] / Letzthin / im Jahr der ruhigen Sonne / Blutsenkung erhöht / und gewusst / es ist Zeit für Demut.“ Und gleichsam in Konsequenz dazu, im *Bericht vom Neumagen*: „Halte nicht ein bei der Schmerzgrenze [...] / geh ein Wort weiter / einen Atemzug / noch über dich hinaus.“

Man sieht, Kaschnitz kommt nicht ins Verharmlosen, ist hellwach „bei der härteren inneren Wahrheit“, den Blick unerbittlich auch auf sich selbst gerichtet; daneben bleibt ihre Hinwendung zu allem Geschaffenen jeweils spürbar: „die

kleine Sternmagnolie ... das Jahr der ruhigen Sonne ...“

Zuweilen spricht sie (es mag übertrieben klingen, doch ich folgere so) eine Sprache, beginnt so zu reden, als ob wir uns Gott vorzustellen hätten, wenn es in *Einer von Zweien* heißt: „Ihr sollt in mir sehen / einen von zweien / und hinter meinen Worten / unruhig horchen / auf die andere Stimme.“



Eva Meloun: Phönix  
Fundstück aus einem Holz,  
Blattgold auf Acrylpodest

Die leise kryptische Art, in der sich Kaschnitz immer wieder Religion und Transzendenz annähert, wäre einer eigenen Untersuchung wert.

## Das geliebte Leben mitnehmen in den Tod ...

Damit komme ich zurück auf das eingangs erwähnte Gedicht *Was wissen die Toten*, das mich so ungemein fasziniert. Es fängt ganz schlicht an:

*Man könnte doch fragen.  
Wen denn? Den Schäfer etwa.  
Der ist so von immer. Der ging mit den Schafen [...]  
Aber der Schäfer schweigt. [...]  
Zählt seine Lämmer und schweigt ...*

und hierauf

*Immer, wenn sich die Unterwelt aufgetan hat [...]  
stehn wir hernach an den klaffenden Spalten und fragen. [...]  
Aber alles bleibt still.  
Und die Mütter wenden sich um und gehen den schweren  
Weg zurück. [...]*

(Hier folgt eine Aufzählung aller, die weggehen)

*Nur die Dichter verweilen noch immer. Mit brennenden  
Augen  
saugen und rufen und führen sie plötzlich herauf uns  
die Toten, ein großes Gewimmel [...]*

und sie endet

*Was für Tote habt Ihr, Dichter, entbunden.  
Wundert Ihr Euch, dass die Zuschauer greinend ihr Antlitz  
verstecken, >>>*



*dass ein Schrecken ist und [...] ein Schrei – Wer erträgt  
das? [...]*

*Und Hunderte „Endet das Spiel, lasst den Eisernen  
Vorhang herunter.“ [...] Und es wird keine Ruhe mehr [...] / bis alles still ist, so still,  
dass sacht die Geräusche des Lebens / wieder erwachen. [...] Bis alles so still ist, dass nachts / im Tale des Todes wieder  
stehn an die Felsen gelehnt / stumme riesige Engel.*

In dem schon erwähnten Gedicht *Jenseits* nimmt Kaschnitz dieses Fragen wieder auf: „Wie sie aussehen werden die Engel / vielleicht wie Krähen? / Wie sie uns drüben empfangen / Wenn / sie uns empfangen?“

Ich hoffe, Sie spüren, wie wahrhaftig die Dichterin spricht, in weithin gespannter Imagination, und ohne jede nekrophile Esoterik! Weil sie offenbar das volle Leben so geliebt hat, will sie's gleichsam mit sich nehmen beziehungsweise wiederfinden, selbst im Tod ... Das „Darüberhinaus“ ist ihr wesentlich, und so lesen wir in Abschnitt VIII des Textes *Zoon politicon*: „Immer daran denken / in Zusammenhang bringen / fragen / zurücktreten Abstand gewinnen / Was / Was sagen wir der Pressekonferenz / wenn der Begrabene die Glocke läutet.“

Noch ein Wort über die Formen, in denen Kaschnitz schreibt – dass sie einen wunderbaren Sprachduktus und Rhythmus pflegt, hat man aus den Proben gewiss herausgehört. Sie übt alle Varianten lyrischer Gedichte: den episch-breitzeitigen Gesang im Langgedicht, sie schreibt Oden, Hymnen, oft vermeint man Homer wieder zu hören oder Horaz, baut wohlgefügte Sonette bis hin zu kinderliedartigen, nur drei oder zwei Hebungen umfassenden leichten, bei ihr muss man sagen: lichten Versen. Manche Gedichte fangen breit und pastos an, aber enden in feinen schlanken Zeilen – auch das eines ihrer Stilmittel. An diese Stelle passt ein Text mit kurzen, stakkato-artigen Versen: *Leben nach dem Tode*, hier verkürzt wiedergegeben:

*Glauben Sie fragte man mich  
An ein Leben nach dem Tode  
Und ich antwortete: ja  
Aber dann wusste ich  
Keine Auskunft zu geben  
Wie das aussehen sollte  
Wie ich selber  
aussehen sollte  
Dort*

*Ich wusste nur eines  
Keine Hierarchie  
Von Heiligen auf goldenen Stühlen sitzend  
Kein Niedersturz*

*Verdammter Seelen  
Nur*

*Nur Liebe frei gewordne  
Niemals aufgezehrte  
Mich überflutend*

*Kein Schutzmantel starr aus Gold  
Mit Edelsteinen besetzt  
Ein spinnwebenleichtes Gewand  
Ein Hauch  
Mir um die Schultern  
Liebkosung schöne Bewegung  
Wie einst von tyrrhenischen Wellen  
Wie von Worten die hin und her  
Wortfetzen  
Komm du komm*

*Schmerzweb mit Tränen benetzt  
Berg- und Tal-Fahrt  
Und deine Hand  
Wieder in meiner*

*So lagen wir lasest du vor  
Schlief ich ein  
Wachte auf  
Schlief ein*

*Wache auf  
Deine Stimme empfängt mich  
Entlässt mich und immer  
So fort*

*Mehr also, fragen die Frager  
Erwarten Sie nicht nach dem Tode?  
Und ich antworte  
Weniger nicht<sup>3</sup>*

Nicht unerwähnt bleiben sollen Kaschnitz' höchst aparte Wortfindungen. Wir hörten soeben von spinnwebenleicht und Schmerzweb; an anderen Stellen spricht sie von einem Essigmund, einer Landschaft der Logarithmen, von Wirrsalkindern mit dem Nun-ja-Blick. Von einem Apfelblütenerwecker werden wir auch noch hören ...

Da wir uns mit dieser Zeitschrift unter lyrisch gestimmten Menschen, vielfach auch selbst Schreibenden befinden, möchte ich noch aus Kaschnitz' *Der Dichter spricht* wenigstens bruchstückartig zitieren. Es beginnt:

*Möchten wir dieses nicht singen: die Muschel etwa  
mit ihrem opalenen Schimmer, den Regenbogen,  
oder den Falter, den zarten. der auftaucht plötzlich*



zitronenfarben unter dem bleiernen Himmel,  
oder die Lilie – und was wäre schlecht daran? [...]  
Und das Lächeln, das weht zwischen Liebenden, das  
erste, scheue [...]

und weiter

Und Mühsal wäre wohl groß, aber wer fragt nach der  
Mühsal,  
und wer fragte nach Lohn, wenn ihm einmal der  
Jubel gelänge,  
wenn seine Schritte zu tanzen begannen plötzlich,  
und er winkte nur leis, und auf einmal vernähmen sie alle,  
die um ihn wären, die schönen verborgenen Klänge,  
Süße der Freude. [...]  
Warum beschwören wir nicht den Starenrufer  
den Apfelblütenerwecker? [...]

aber später

Nur dass dann aufsteigt immer ein Antlitz schrecklich  
nahe,  
mit Augen, die klagen und fragen, durstigen Augen,  
mit einem Munde, der weint, einem stummen Mund. [...]  
Jetzt ist es Zeit, den zu singen, der erwacht und stirbt,  
wie das Gras stirbt,  
aber mit wissendem Herzen. [...]  
Ja, ihn, der uns anschaut mit seinen verzehrenden Blicken  
und lässt uns nicht Ruhe, bis wir sein Antlitz singen,  
seine gefurchte Stirn / seine liebebegehrenden Lippen  
seine durstigen Augen, / sein mutiges Herz.  
Und lässt uns nicht Ruhe, bis wir sein Schicksal singen,  
seinen Wege zwischen Dornen, sein /  
Immerv verlassenmüssen, [...]  
seine vergebliche Saat.  
Und lässt uns nicht Ruhe, bis endlich  
aus unserm, aus seinem Munde  
aufbricht der Jubel der Schöpfung,  
ein Dennoch, ein feuriger Glanz.

Von der großen Form der Elegie kehren wir zurück ins  
berührend-schlichte Ende des Textes *Ein Aufhebens  
machen*, worin Kaschnitz einmal mehr den Sinn ihres  
Dichtens präzisiert: „Immer noch will ich / ein Aufhebens  
machen / vom Tod, von der Liebe. / Und auf den geäder-  
ten / Marmor des Tisches / ins Weiße euch schreiben /  
Abendrotzeit.“

## Zueignung

Zum Abschluss, als Bekräftigung meiner eingangs  
erwähnten Affinitäten zu Kaschnitz, füge ich ein eigenes  
Gedicht aus der Zeit um 1960 an; damals hatte ich von  
ihr überhaupt keine Vorstellung. Heute scheint es mir, als  
hätte ich es ihr zugeeignet, als vorweggenommene „Ant-  
wort“ auf ihr Werk. Mein Gedicht heißt *Quo vadis*:

Noch einmal im römischen Frühling gewesen,  
als der Wind von Albano herüber rötlich  
die Wolke vertrug in die Lauben von Genazzano.  
Blumige Feste über dem Abgrund von Nemi.  
Hinter der Dünung von Ostia Fische gebraten  
mit Freunden; aus Steinsarkophagen Mythen  
enträtselt; die Landung Äneas' erinnert.  
Warum nicht in blühendes Wasser getaucht,  
an salziger Frische genesen?  
Wir hatten indessen Latiens Ödland entdeckt,  
aber glücklich umgangen.  
Wanderten einwärts die Appische Straße.  
An Schattenruinen vorbei, beim Turm der Metella,  
ein dorniges Distelgesicht,  
von Legenden umwunden,  
das immer noch fragt: „Quo vadis?“  
Von überall nirgendwohin,  
weil wir lesen, dass es genügt,  
Auge in Auge zu tauchen unter den  
Pinienschirmen im vorletzten Licht  
zwischen hier und Albano.

So lade ich meine geneigten Leserinnen und Leser dazu ein,  
sich in die *Überallnie*-Welt der Marie Luise Kaschnitz in aller  
Ruhe selbst zu vertiefen!

Eva M. Kittelmann lebt in Wien. Studien in Publizistik und  
Theaterwissenschaft, ausgebildete Buchhändlerin und  
Schauspielerin. Lebensarbeit im Verlagswesen. Sie schreibt  
Lyrik und Prosa. Dzt. Präsidentin des Verbands katholischer  
Schriftsteller Österreichs (VKSÖ).

Dieser Beitrag ist die leicht überarbeitete Fassung eines  
Referats, das Eva Kittelmann am 16.2.2017 im Rahmen der  
Vortragsreihe der „Plattform Bibliotheksinitiativen Wien“ zum  
Thema „Lyriker der Gegenwart über ihre Lieblingsdichter“  
gehalten hat.

- 1 Marie Luise Kaschnitz, *Überallnie*, Ausgewählte Gedichte 1928-1965. Deutscher Taschenbuchverlag, 2. Auflage 5/1995. Der Titel entstammt dem Gedicht *Spring vor*, zugeeignet Wilhelm Lehmann zu dessen 80. Geburtstag. Kaschnitz schreibt: „Spring [...] im Hall zweier Stimmen / im Fall zweier Schritte / im Nirgends und Immer / im Überallnie.“
- 2 Auszüge aus Gedichten werden im Folgenden oftmals in einem von der Buchfassung abweichenden Zeilenfall wiedergegeben, wobei auf die Großschreibung am Anfang von Verszeilen, die Kaschnitz fast durchgängig pflegt, um der besseren Lesbarkeit willen verzichtet wird.
- 3 zitiert nach [www.akademie-hofgeismar.de/Vortraege/Neu ab April 2008/08111\\_Gedichte von Sterben und Tod.pdf](http://www.akademie-hofgeismar.de/Vortraege/Neu%20ab%20April%202008/08111_Gedichte%20von%20Sterben%20und%20Tod.pdf)